

"Warum nicht Schweizerdeutsch?"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Glück, Bern.

„Warum nicht Schweizerdeutsch?“

So möchte man den Verfasser¹⁾ eigentlich selber fragen. Er nennt es „grotest“, daß jemand in einem Vortrag über „geistige Landesverteidigung“ unsere Mundart verteidigt und dabei schriftdeutsch gesprochen habe. Aber er selber verteidigt sie ja auch schriftdeutsch? Darauf würde er erwidern, er sage ja deutlich, wir müßten bei der hochdeutschen Schriftsprache bleiben und er lehne Dr. Baers Forderung einer alemannischen Schriftsprache ab. (Er sitzt zwar auch im Vorstand von dessen „Sprach-Biwegig“.) Nun hatte aber jener Redner seine Ausführungen wohl niedergeschrieben, wie man das bei gewissenhafter Vorbereitung zu tun pflegt. Wie hätte er's machen sollen? Hätte er den schriftdeutsch geschriebenen Vortrag vorweg ins Schweizerdeutsch übersetzen sollen? Was für ein „Schweizerdeutsch“ wäre da herausgekommen! Oder hätte er den Vortrag in der Mundart niederschreiben sollen? Dann wäre nicht einzusehen, weshalb Guggenbühl es mit seiner Verteidigung der Mundart nicht ebenso hätte machen können. Warum man zum Schutze der Mundart schriftdeutsch schreiben, aber in einem Vortrag nicht schriftdeutsch sprechen dürfe, sagt er nirgends.

Das ist bezeichnend. Die Schrift ist sicher gut gemeint, unterhaltend geschrieben und geeignet, manchen aufzurütteln zu Beobachtungen und Verbesserungen an seinem eigenen Sprachgebrauch. Aber etwas oberflächlich ist sie doch, mehr demagogisches Gepolter mit geschickt eingestreuten sprachlichen Greuelmärchen als gründliche, sachliche Auseinandersetzung. Eine Unwahrheit liegt schon im Untertitel: „Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache“. Müssen sich wirklich alle jene, die schon politische und andere Vorträge, Predigten und Religionsunterricht, Reden bei festlichen Gelegenheiten oder in kantonalen und städtischen Parlamenten auf Schriftdeutsch gehalten, nun nachsagen lassen, sie hätten ihre Muttersprache mißachtet? In welcher deutschsprachigen Landschaft wird die Mundart höher geachtet als bei uns? In welchem schweizerischen Landesteil gilt sie so viel wie im deutschsprachigen? Welches Land hat an öffentlichen Mitteln für ein Werk wie unser Idiotikon so viel ausgegeben wie wir? In welchem Kulturland kommt es sonst noch vor, daß das ganze Volk, vom letzten Tagelöhner bis zum Hochschullehrer und zum Staatsoberhaupt, im persönlichen Gespräch noch die Landesmundart spricht? Und da kommt man und behauptet,

wir mißachten unsere Muttersprache; sie sei für uns nur noch eine „Küchensprache“, „gut genug, Kinder zu ermahnen, beim Krämer Kartoffeln zu kaufen“. Sind das nicht ungeheuerliche Uebertreibungen? Die deutschschweizerische Mutter spricht doch zu ihrem Kinde von seinem ersten bis zu ihrem letzten Tage nie anders als schweizerdeutsch; Freunde vertrauen sich ihre Zukunftspläne nie anders, Liebende flüstern nie anders, der Arzt am Krankenbett und der Pfarrer am Sterbebett, nie reden sie anders als in dieser „Küchensprache“, „gut genug, Kinder zu ermahnen, beim Krämer Kartoffeln zu kaufen“. Daß schweizerische Philosophieprofessoren am Stammtisch sogar mundartlich „fachsimpeln“, gibt G. in anderm Zusammenhange selber zu.

Solchen Uebertreibungen begegnet man auf Schritt und Tritt. Es ist auch nicht so, daß man sich heute schämen muß, eine Rede in der Mundart zu halten, im Gegenteil: man muß sich heute schon beinahe entschuldigen, wenn man wagt, sie schriftdeutsch zu halten. Das ist heutzutage viel dankbarer, und es wird heute schon, und zwar nicht erst seit Guggenbühls und Baers Schriften erschienen sind, öffentlich wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen als vor dreißig Jahren. Wir seien eine „Nation von Taubstummen“ geworden? Woher weiß man, daß die Männer auf dem Rütli gewandter plädiert haben? Das aber erzählt uns Gottfried Keller, daß die Witwe Lee beim Abschied des grünen Heinrichs auch nur „schüchtern und abgebrochen“ sprechen konnte. Und ist es wahrscheinlich und wünschbar, daß alle Völkerstämme gleich redebegabt und redelustig seien wie die „arabischen Nomaden“ und „sizilianischen Bauern“? Auf alle Fälle ist Guggenbühl der erste, der herausgefunden hat, daß in der Schweiz — zu wenig geredet wird. Greuelmärchen könnte man die Geschichte nennen von dem Leutnant, der „stundenlang“ sich abmühte, einem Soldaten die Aussprache „Zu Befehl“ statt „Zu Bifehl“ beizubringen. Daß „betrunkene Ostschweizer“ sich „nicht selten des Französischen bedienen“, um ihrer „Euphorie“ (!) hemmungsloser Ausdruck geben zu können und sich weniger schämen zu müssen — wer glaubt das? Und seit wann ist es in der deutschen Schweiz Brauch, beim Hoch aufs Vaterland mangels eines schweizerdeutschen Ausdrucks „Vive la Suisse“ zu rufen? Wenn ein Lehrer nicht daran erinnerte und die Schüler es trotz den Bildern an der Wand nicht merkten, daß der Sperling der Spaz ist, fehlte es an beiden, Lehrer und Schülern; solche Ungeheuerlichkeiten kommen auch bei mundartlichem Unterricht vor. Daß es in der Schweiz seit Jahrhunderten „Arbeiter“ oder „Büezer“ gegeben (das Idiotikon weiß es

¹⁾ Adolf Guggenbühl, Mitherausgeber des „Schweizer Spiegel“: Warum nicht Schweizerdeutsch? Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache. „Schweizer Spiegel“-Verlag, Zürich. Fr. 1.50.

zwar anders und wahrscheinlich besser) und auf der andern Seite „Fabrikanten“, wollen wir einmal annehmen; sind nun diese Wörter in sachlichem Gebrauch wirklich durch „Prolet“ und „Industriebaron“ „ersetzt“ worden? Wenn ein Zürcher Primarlehrer auf Schulreisen und in der Pause mit den Schülern schriftdeutsch reden zu müssen glaubte, war das natürlich Uebereifer, aber es wird keine Regelung zu treffen sein, bei der keine Ueber- und Untertreibungen vorkommen.

Manchen dieser Geschichtlein könnte man ein Gegenstück gegenüberstellen. Wenn scheint's z. B. gewisse Pfarrer bereits „mit außerordentlichem Erfolge“ mundartlich predigen, so erzählt Otto von Greyerz von einer Kirchengpflege, die im Auftrage der Gemeinde einen Pfarrer ersuchte, das ja nicht mehr zu tun. Daß ein Arbeiter in einer politischen Versammlung nicht mitzureden wagt, mag vorkommen; es ist aber auch schon vorgekommen, daß ein Arbeiter von der Mundart zur Schriftsprache überging mit den stolzen Worten: „Ich kann auch hochdeutsch reden“. Daß schon Neuschweizer, die nicht Schweizerdeutsch konnten, auf „wichtige Regierungsstellen“ gewählt wurden, ist bedauerlich, aber als in einer Seegemeinde sich einmal drei Neuschweizer in einer Gemeinderatswahl gegenüberstanden, wurde der gewählt, zu dessen Empfehlung es in der Zeitung geheißen hatte, er spreche „tadellos zürichdeutsch“.

Ein Irrtum ist es wohl auch, wenn man meint, die Mundart sei ein sicherer Schutz gegen die Phrase. Der Verfasser sagt ja selbst, das Schriftdeutsch sei natürlich nicht an sich eine Phrasensprache, wir machten sie nur dazu — ist nicht zu fürchten, daß nun auch noch die Mundart zur Phrasensprache werde, wenn wir sie mißbrauchen? Ist etwa Guggenbühls Behauptung, daß wir Wörter wie „Comestibles“ und „Dessert“ anwenden „aus herzlicher Verbundenheit mit unsern Confédérés“, nicht auch eine Phrase, auch wenn man sie auf Schweizerdeutsch vorträgt? (Auf alle Fälle ist diese „herzliche Verbundenheit“ wenigstens sprachlich sehr einseitig.) Und kommen etwa „Rathederblüten“ wie die von dem „auf den Kopf getroffenen Vogel“ und dem „abgeschossenen Nagel“ nur bei uns vor und nicht auch in reichsdeutschen Kreisen, wo man in der Schriftsprache aufgewachsen ist? G. spottet über unsere Unbeholfenheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Schriftsprache und rät uns, möglichst bei jeder Gelegenheit auch öffentlich schweizerdeutsch zu sprechen und mehr als bisher auch so zu schreiben; auch sollen in der Schule nicht mehr so viele Fächer zur Förderung in der Schriftsprache „mißbraucht“ werden — wir werden dann, meint er, nur um so besser Schriftdeutsch lernen. Ein sonderbares Verfahren!

Es ist auch nicht richtig, daß bei uns die Sprachpflege bisher im Kampf gegen die Fremdwörterei bestanden habe. Dieser Seitenhieb kann nur auf den Deutschschweizerischen Sprachverein gehen, der aber ein Büchlein über den Schutz unserer Mundart herausgegeben, z. T. mit denselben Vorschlägen wie G., und zwar bevor es einen „Schweizer-Spiegel“ gegeben hat.

Wenn heute unsere Zahnärzte die Bitte nicht mehr wagen, „s Muul“ zu öffnen, sondern in diesem heikeln Falle vom „Mund“ sprechen, so haben sie das natürlich aus der Schriftsprache entlehnt, aber damit noch keinen Hochverrat begangen; denn dem Geiste der Mundart widerspricht „Mund“ durchaus nicht, im Gegenteil: man hat früher auch bei uns deutlich unterschieden zwischen dem tierischen „Maul“ und dem menschlichen „Mund“. Zwingli

und andere alte Eidgenossen, auf die sich G. bei ihm passender Gelegenheit beruft, haben laut Idiotikon das noch getan. Ueberreste dieses Gebrauchs haben sich bis heute erhalten in Wörtern wie Mündsch, Mümpfel (= Mundvoll), Mümpfeli u. a. Daß der Deutschschweizer heute wieder das Bedürfnis fühlt, zwischen tierischem Maul und menschlichem Munde zu unterscheiden („Mund“ ist auch in andern oberdeutschen Mundarten durch „Maul“ ersetzt worden), ist ein Zeichen zunehmender Höflichkeit, die wir durchaus nicht zu beklagen haben, und wenigstens so berechtigt wie die Kulturfortschritte, die Guggenbühls „Schweizer Spiegel“ schon in den Ratschlägen seiner „Spezialkorrespondentin für Kosmetik“ gebracht hat, z. B. auf Frage: „Wie soll man sich pudern?“

Zwischen diesen vielen Uebertreibungen, Irrtümern und Schiefheiten stehen wieder ganz richtige Beobachtungen; auch seine Vorschläge sind z. T. sehr gut. Daß wir mit ansässigen Ausländern mehr Mundart sprechen sollten, daß man Kinder schon in der Mundart an eine saubere Aussprache gewöhnen, daß man in der Schule die Gewohnheit, Mundartliches zu lesen, mehr pflegen, daß unsere Mundartbühne sich auch der Darstellung ernster Dinge annehmen sollte, all das ist richtig, nur nicht so neu, wie G. zu glauben scheint. Aber gewisse Dinge müssen eben immer und immer wieder gesagt und eingehämmert werden, und so soll uns auch dieses Schriftchen trotz allem als eine mundartpolitische Roskur willkommen sein. Angenehm berührt auch, daß der Verfasser, wie schon gesagt, nichts wissen will von Baers hochalemannischer Schriftsprache, daß er durchaus festhalten will an der „reichsdeutschen“ Schriftsprache („Reichsdeutsch“ nennt er die Sprache des Grünen Heinrichs und des Schweizerpsalms!), ja daß er sich gar nicht scheut, an der deutschen Kulturgemeinschaft festzuhalten. Wenn dabei die Grenze im Gebrauch von Mundart und Schriftsprache ein wenig zugunsten der Mundart verschoben wird, schadet das nicht; — im Reiche draußen geschieht jetzt übrigens dasselbe —, aber im ganzen kommt es wohl weniger auf die Menge des gesprochenen Schweizerdeutsch an als auf seine Güte.

Guggenbühls Schrift ist bis jetzt von der Presse sehr gut aufgenommen worden — die meisten Beurteiler waren eben nicht gründlicher als der Verfasser und haben sich von seiner löblichen Absicht und seinem muntern Tone über seine Schwächen hinwegtäuschen lassen. (Die N. Z. Z. hat am 12. Juni die vorstehende Besprechung gebracht.) Als Zeichen der Liebe zur Mundart ist diese gute Aufnahme erfreulich, und wenn sich auch als Wirkung allerlei Uebertreibungen zeigen werden — bei jeder Bewegung gibt es solche. Erfreulich ist diese Aufnahme namentlich im Vergleich zu der Ablehnung, die Baers Schrift seinerzeit gefunden hat. Man macht offenbar einen Unterschied zwischen Baer, der eine noch zu fabrizierende Schweizermundart zur gesamtschweizerischen Schriftsprache machen möchte (gründlich zurückgewiesen hat ihn in letzter Zeit auch noch die „Neue Basler Zeitung“), und Guggenbühl, der die hochdeutsche Schriftsprache beibehalten und nur die Stellung der Mundart neben ihr verbessern möchte. Das wollen ja auch wir; nur möchten wir nicht ganz so weit gehen wie er. Mit Spannung sehen wir der Haltung der zürcherischen Volksschullehrerschaft entgegen; aus den ersten Anzeichen darf man schließen, daß man die Sache in diesen Kreisen sehr besonnen und vernünftig betrachtet. Dafür spricht schon folgende Nachricht („Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur“ 14. 5. 37):

Kreis schulpflege Winterthur.

Die Kreisschulpflege Winterthur hat sich in ihrer letzten Sitzung mit dem Problem befaßt, ob und in welchem Maße auch die Mundart im Unterricht der Volksschule gepflegt werden solle. Nach Anhörung mehrerer Referate und nach allgemeiner Aussprache kam die Behörde zur Auffassung, daß die Volksschule aus verschiedenen Gründen in der Hauptsache die hochdeutsche Sprache pflegen muß. Soweit es dieses sprachliche Hauptziel der Schule zuläßt, kann gelegentlich auch, aber in beschränktem Umfang, auf die Pflege der heimatischen Mundart Gewicht gelegt werden. Dabei darf es sich aber nicht darum handeln, für einen schweizerischen Einheitsdialekt (alemannisch) zu arbeiten und ebenso wenig soll der Dialekt als Schriftsprache in Frage kommen. Vielmehr kann man lediglich an der Reinerhaltung der heimatischen Mundart mitwirken, wobei in unserem Kanton nur die Pflege unseres Zürcher Dialektes Platz findet. Wenn so in gewissen Grenzen der Erhaltung der Mundart auch in der Schule Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, so darf das niemals die Bedeutung haben, die des Hochdeutschen in unserer Schule auch nur im Geringsten einzuschränken. Das Hochdeutsche bleibt für die Schule nach wie vor eines der wichtigsten Kulturgüter, dessen geistige Bedeutung für unser ganzes Volk nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

„Schwizer Schproch-Biwegig“.

Ende Ostermonats ging durch unsere Blätter die Meldung:

Zürich. ag. Am Sonntag fanden sich auf Einladung von Pfarrer Dr. Baer, Zürich, gegen 100 Freunde und Freundinnen der schweizerdeutschen Muttersprache in Zürich ein und gründeten die „Schwizer Schproch-Biwegig“. Gemäß den einstimmig angenommenen Statuten ist sie eine überparteiliche Gruppe von Schweizern und Schweizerinnen, die darauf hinarbeiten wollen, daß ihre schweizerische Muttersprache in ihrer alten Kraft und Schönheit erhalten bleibe, daß sie dort, wo sie schon vom Schriftdeutschen verdorben sei, wieder so werde, wie sie nach ihren eigenen inneren Gesetzen sein solle. Das Aktionsprogramm sieht u. a. vor, daß in Versammlungen und Sitzungen aller Art, in der Presse, im Radio, in der Schule, der Kirche und in der Armee die Muttersprache wieder mehr Eingang finde, insbesondere soll die Jugend zur Liebe für die Heimatsprache angehalten werden.

Die Versammlung bestellt einen siebenköpfigen Vorstand, bestehend aus Ingenieur M. Frei, Basel, als Präsident, Redaktor Fritz Schmid, Zürich, Vizepräsident, Lic. jur. Perret, Zürich, als Schreiber, Frau Lydia Staub, Zürich, als Säckelmeisterin, Frau Hammerli-Marti, Zürich, Oberstdivisionär Bircher, Aarau, und Franz Flury, Bern. Der bisherige Vorkämpfer der Bewegung, Pfarrer Dr. Baer, wurde mit Akklamation zum Ehrenpräsidenten ernannt.

In einer kurzen Ansprache führte Oberstdivisionär Bircher u. a. aus, er arbeite schon lange für vermehrte Anwendung der Muttersprache, auch unsere Welschen verstünden das Schweizerdeutsche sehr gut. Er ersuchte die Mitglieder der „Schwizer Schproch-Biwegig“, mit allen Mitteln zu helfen, daß in unserer Armee wieder Schweizerdeutsch gesprochen werde.

Also doch? Hat Baer wirklich eine „Bewegung“ in Gang gebracht? Nach Berichten von Teilnehmern sind es freilich bei weitem nicht hundert gewesen, aber wenn auch: eine regelrechte Gesellschaft ist gegründet worden; „Ehrepäsident“ ist Baer, „gewöhnlicher Präsident“ unser alter Freund Adolf Frei, von dessen „Schutzbund“ man schon lange nichts mehr gehört und der hier offenbar Ersatz und neue Hoffnung gefunden hat.

Aber warum nicht? Die Zeit ist für eine derartige Gründung heute so günstig wie noch nie. Zu den allgemeinen vaterländischen und geschmacklichen Gründen, die wir in dem Worte vom „sprachlichen Heimatschutz“ zusammenfassen, kommen heute noch staatspolitische: die Abneigung gegen das reichsdeutsche Regierungswesen, und erst noch wirtschaftliche: wie mancher Schweizer sucht sich auf diesem Wege zu „rächen“ für das Geld, das er draußen verloren hat. So werden sich heute leicht ein paar hundert wohlmeinende Mundartschwärmer, Fanatiker und Schwabenfresser zusammenfinden; einige Vernünftige werden „unter Vorbehalt“ mitmachen, nämlich bis zu einem gewissen Punkte, wo ihnen die Sache noch vernünftig vorkommt,

und so weit könnte ja auch jeder von uns mitmachen, aber nicht bis zum letzten Ziele, das in den „Statute“ so gefaßt ist, daß „di schwizerisch-alimannisch Muettersprach... näbet em hoochtütsche-n as schwizerischi Schriftsprach anerchännt wärdi“. Aber auch diese Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Sehr vernünftig, mit überlegenem Humor und in gutem Zürichdeutsch warnt ein Mitarbeiter der N. Z. Z. (30. 4. 37 Nr. 774) vor Uebertreibungen, und Baer selbst scheint schon einiges Wasser in seinen Wein geschüttet zu haben; wenigstens eilt es ihm mit der Rettung der eidgenössischen Seele, für die es doch höchste Zeit zu sein schien, nicht mehr so arg. Auch die Schreibweise, für die er große Umwälzungen vorgesehen, ist laut Satzungen „vorläufig na alle Mitglidere freigestellt“ und in der vorliegenden Fassung „a di schrifttütisch ag'glänt“. Eine gewisse Unsicherheit hat sich auch schon im Namen des Unternehmens gezeigt: ursprünglich hieß es „Schproch-Biwegig“, jetzt „Sprach-Biwegig“. In der Bezeichnung der Vereinsämter fällt auf, daß sie neben einem „Präsident“ einen Schreiber und einen Säckelmeister haben. Altschweizerisch und im Sinne Baers wäre für ihn, den Ehrenpräsidenten, der Name Obmann, aber das brächte der andere „Präsident“, Adolf Frei nicht übers Herz. Baer schreibt auch gut altschweizerisch „Hornig“; solchen „Pan-germanismus“ wird Frei nie mitmachen. Den mundartlich gefaßten Satzungen (so sagten die alten Schweizer und nicht „Statute“, und die neuen sagen „Stadute“) spürt man auf Schritt und Tritt an, daß sie nach schriftdeutschem Muster, also nicht aus der eidgenössischen Volksseele heraus geschaffen worden sind. So heißt es: „S'oberst Organ von der Biwegig isch d'Gäneralversammlig“. Ein schöneres altes Wort, das in Zünften, Heimatschutzvereinigungen und in der Zürcher Gottfried Keller-Gesellschaft noch üblich ist, wäre „Jahresbott“ gewesen. Statt dessen wählte man das blödsinnig-proßige „Gäneralversammlig“, das selber nur eine einfältige Uebersetzung von „assemblée générale“ ist. Hoffentlich schadet diese „alldeutsche“ Grundlage der Verfassung dieser „Biwegig“ nicht!

Eine böse Abfuhr muß Baer in Winterthur erlebt haben, wo er im Schoße der Neuen Helvetischen Gesellschaft sprach. Im „Neuen Winterthurer Tagblatt“ (5. 5. 37) plaudert ein Teilnehmer in guter Mundart über die Versammlung. Solange sich der Redner in vernünftigen Grenzen gehalten habe, sei alles mit ihm einverstanden gewesen; in der nachfolgenden Aussprache aber sei er dann „uflätig“ geworden (wie das dieses Herrn Pfarrers Art ist; nach dem Bericht eines andern Teilnehmers hat er trotz der Gegenwart von Frauen unappetitliche Redensarten gebraucht und sie als „guet zürütütsch“ bezeichnet; darauf wird der Zeitungsberichterstatter anspielen, wenn er sagt, weder Gotthelf noch Keller hätten „us der Mischsprach e Mischsprach gmacht“). Er mußte dann deutliche Anstandsregeln entgegennehmen, der Herr Kantonsseelsorger. Sein „Ablat vo Züri“ (das wird unser Adolf Frei sein) „hät umesucht na echli mit der „Volchsseele“ umegfuchlet, daß mer gsi isch, als flatteri en Schwarm frisch gsalbeti Glädermüs um sini Brisago... Was mer vom alimannische Chrüsimüsi für e Meinig händ, hät er (de Baer) uf Zürütütsch ghört. Mer lönd's weder von Prüße abhoble no von Bäre verkräble! Dabi blibt's!“

Einen hübschen Anfang mit vernünftiger Mundartpflege hat bereits „Der Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur“ gemacht. In urchigem Töftaler- (oder Chelländer-) Deutsch plaudert ein Heiri Brändli unter der Ueberschrift „Hürepeiß“ über Heimat und Heimatsprache. Auf Einladung der Schriftleitung wird er das etwa alle